

Die Geheimnisse der Residenz.

Nachträge aus dem Leben von Fanny Kind.

(Fortsetzung.)

„Ich weiß genug,“ sagte Helene ruhig, „es hat wohl so sein sollen. Arnold, ein Leben voll Schande ertrage ich nicht und mir wird nichts anderes übrig bleiben, das weiß ich. Ich habe kein Beweismittel mehr, daß ich die rechtmäßig angetraute Gattin des Grafen bin. Den Trauschein hat er der alten Frau abgenommen, die Eintragung im Kirchenbuche ist vom Küster vernichtet, der alte Pastor todt und die beiden Zeugen sind erkaufte Kreaturen. Schüttle nicht den Kopf, Arnold, Du kannst vielleicht so viel Schlechtigkeit nicht begreifen, aber es ist dennoch in Wirklichkeit Alles genau so, wie ich es Dir sage — ich bin ein verachtetes Geschöpf: mein Kind, mein armes schuldloses Kind wird stets ein Stein des Anstoßes in der Welt sein.“

Arnold war aufgestanden, vielleicht war ihm der Entschluß, den er gefaßt hatte, nicht so leicht geworden, denn der Kampf, den er durchkämpfte, ließ sein Antlitz erbleichen.

„Ja, Helene, ich glaube Alles, was Du da sagst, ich halte den Mann, dem Du vertraut hast, aller dieser Schandthaten fähig und ich bin auch überzeugt, daß wir nicht viel erreichen, wenn wir eine gerichtliche Untersuchung der Sache einleiten. Der Mann steht hoch in der Gunst des Königs und wenn er wirklich nicht alle Beweismittel Deiner Verheirathung mit ihm an sich gebracht hat, so würde er dennoch durch alle möglichen Bestechungen zum Ziele gelangen. Helene, es giebt Menschen, die Dich mit scheelen Augen ansehen werden; es giebt aber auch Viele, die in Dir das erblicken, was Du wirklich bist — das arme betrogene Opfer. Du weißt, Helene,“ fuhr er innig fort, „daß ich Dich von Kindheit an geliebt habe, daß ich Dich heute noch liebe. Fühlst Du, daß Du mir eine treue Gattin werden kannst, so willige ein, mir Deine Hand zu reichen und ich werde für Dein Kind sorgen wie für mein eigenes. Betrachte Dich als eine geschiedene Frau, denn das bist Du, obgleich Priesterhand das Band nicht getrennt, welches er knüpfte.“

Er hielt inne und sah sie forschend an. Kein Zug ihres Gesichtes veränderte sich — nicht die leiseste Spur verrieth, wie sie über dessen Vorschlag dachte.

„Arnold, Du bist der edelste, großmüthigste Mann,“ sagte sie mit Thränen in den Augen, „und ich beklage, daß ich Dir nicht so viel Herzengüte vergelten kann. Aber ich müßte in der That eine Verworfenene sein, wollte ich Dein edles Anerbieten mir zu Nutzen machen. Nein, so schwach bin ich nicht. Habe ich mich vergangen, als ich zu viel vertraute, so will ich auch allein meine Schuld abbußen, aber niemals Deinen Namen und Deine Stellung durch mich gefährden. Du weißt nicht, wie hoch mich Deine Worte emporheben, es ist ein seliges Gefühl, das sich in mein Herz hinabsenkt und dächten alle Menschen nur den kleinsten Theil so edel — ich glaube, es könnte noch einmal Frieden bei mir werden. Aber eines nehme ich an, Arnold, ich stehe zu Dir, daß Du meinem Kinde, wenn es mich früher oder später verlieren sollte, ein treuer Vater sein willst. Erbarme Dich des schuldlosen Wesens, damit es nicht für die Mutter büßen muß. Willst Du?“

„Ja, ich will es, Helene, wenn Dich das Versprechen beruhigt — ich schwöre Dir, daß ich stets für Dein Kind sorgen will nach besten Kräften,“ sagte Arnold feierlich. „Und nun quäle Dich nicht mehr mit düsteren Gedanken, armes Kind, es kann noch Alles gut werden. Wünschst Du nicht hier zu bleiben, Dein väterliches Erbtheil sichert Dir ja Dein reichliches Auskommen, so bestimme einen andern Ort und ich werde Dir dort eine Freistätte schaffen.“

„Darüber sprechen wir später,“ sagte Helene ausweichend. „Ich fühle mich unendlich dadurch beruhigt, daß Du mir das Versprechen gegeben, meinem Kinde ein Vater zu sein, wenn ich nicht mehr bin und danke Dir aus tiefstem Herzensgrunde dafür. Wenn es einem Menschen in der Welt gut geht, so muß es Dir gut gehen. Nun danke ich Dir noch für Deinen Trost und dann will ich gehen. Lebe wohl, Arnold, und vergiß mich nicht — willst Du?“

Sie sah ihn so innig bittend an, daß ihm die Thränen in die Augen traten, aber er begriff ihre Worte nicht.

„Glaubst Du, Helene, ich könnte Dich jemals vergessen,“ entgegnete er. „Meinst Du, ich würde mich scheuen, der Welt zu zeigen, wie ich Dich hochachte und verehrte? Niemals, ich hoffe Dir bald genug den Beweis zu liefern, daß ich stolz darauf bin, Dein Bruder zu sein. Leb' wohl, morgen hoffe ich Dich in Deinem Hause, das von jetzt an Deine Heimath sein wird, zu treffen, wir wollen dann noch

einmal genaue Durchsuchung aller Sachen vornehmen, vielleicht findet sich das Verlorene dennoch.“

Helene schüttelte den Kopf, doch sagte sie nichts mehr. Wenige Augenblicke später verließ sie das Hôtel.

„Es ist besser so, um meines Kindes willen. Man wird ihm eher verzeihen, wenn man sieht, daß die Mutter nicht ganz so schlecht war, wie man sie gehalten. Wer hätte das gedacht, so jung und — Helene schauderte zusammen und eilte schneller vorwärts.“

Als sie Tante Liefings Haus betrat, hörte sie das Lallen ihres Kindes.

„O, es ist doch hart, keine Mutterliebe behütet es auf dem schweren Lebenswege, aber eine solche Mutter, wie ich bin, ist schlimmer, als gar keine. Du wirst mir einst vergeben, Julie, wenn Du hörst, wie Deine Mutter Dich geliebt und für Dich litt.“

Helene bat die Frau, das Kind für die Nacht bei sich zu behalten, da sie zu ermattet und angegriffen sei und diese war gern bereit dazu. Dann ging Helene hinaus und man hörte, wie sie die Thür verschloß. Aber sie mußte nicht so müde sein, wie sie vorgegeben — Mitternacht war vorbei und noch schritt sie rastlos im Gemache auf und ab.

Die Morgensonne beleuchtete ein unheimliches Gemälde im Hause der verstorbenen Frau Liefing. Auf dem Sopha lag ein bleiches, todtcs Weib, zu ihren Füßen stand mit ihrem Gatten die Frau des Hauses, die auf ihren Armen ein schreiendes kleines Mädchen trug, welches den Verlust noch nicht ermessen konnte, den es erlitten.

Ende des ersten Bandes.

Zweiter Band.

Erstes Kapitel.

Nach fünfzehn Jahren.

Fünfzehn Jahre hatten in S. große Veränderungen hervorgerufen, sowohl bei der Bevölkerung, als vor allen Dingen in der Stadt selbst. Großartige Bauten waren entstanden, prächtige Anlagen gemacht und nach allen Seiten hinaus erhoben sich stattliche neue Privatwohnungen.

So war Frau Liefings Haus jetzt mitten in eine Umgebung eleganter Wohnhäuser, Lustgärten u. s. w. hineingerathen und hatte dadurch selbst nicht wenig gewonnen. Hier hinaus zog an schönen Sommertagen die ganze haute volée der Residenz, leichte Equipagen rollten vorüber, vornehme Cavaliere sprengten auf prächtigen Rennern vorbei, ja selbst den König und seine hohe Familie sah man zu Fuß vorübergehen.

Manches hohe Gebot war schon von reichen Speculanten für das kleine unscheinbare Häuschen abgegeben, aber es durfte eben, nach den Bestimmungen des Testaments der verstorbenen Helene Streitmann, nicht verkauft werden. Bereits am Morgen nach Helensens Tode war Arnold Donig, den sie zum Testamentsvollstrecker und Vormund ihres Kindes erwählte, ihr Testament, das sie noch spät am vorhergehenden Abend bei einem Advokaten gemacht, eingehändigt worden und es lautete dahin, daß sofort nach ihrem Tode Arnold in die Wohnung der verstorbenen Tante Liefing so lange einzuziehen solle, bis er eine geeignete Person gefunden, unter deren Fürsorge ihr Kind dort im Hause bleiben könne.

„Unter keinen Umständen soll Julie Streitmann, welchen Namen mein Kind führen wird, das Haus vor ihrem vollendeten fünfundsanzwanzigsten Jahre länger als auf vier Wochen verlassen.“

War es eine Ahnung der Verstorbenen, die sie bestimmte, eine solche Clausel zu machen? Wer weiß das? Arnold Donig wußte, welcher geheime Gedanke Helenen hierzu bestimmt hatte und traurig schüttelte er den Kopf.

„Armes Opfer,“ murmelte er. „Deine leise Hoffnung betrügt Dich, wie Du um Alles betrogen wurdest.“

Arnold Donig trauerte lange und aus tiefster Seele, aber er fand den Muth, noch nach ihrem Tode alle ihre Wünsche zu erfüllen. Noch an demselben Tage schrieb er an eine entfernte Verwandte seines Vaters und bat die alte Jungfer, sofort zu ihm herüber zu kommen, indem er sie mit der Absicht bekannt machte, die ihn antrieb, sich an sie zu wenden.

Die alte Dame hatte seither fern von einer verwandten Seele ihr Leben hingebacht und sie nahm bereitwillig ein Anerbieten an, welches sie dem menschlichen Verkehr näher brachte.

So war denn nach Verlauf von fünfzehn Jahren im Hause der verstorbenen Frau Liefing wieder Alles wie vordem. Die alte Jungfer mit ihren zahllosen Eigenheiten war wieder da und auch der Platz am Fenster, den vormalig Helene Streitmann eingenommen, besetzt, nur daß dies junge Mädchen, welches dort

heiteren Antlitzes hinter den prächtigen Blumenstöcken hervorschaute, um ein paar Jahre jünger war. Sonst war Julie Streitmann die getreue Copie ihrer Mutter, die blauen Augen blickten vielleicht etwas sorgloser und ungetrübter in die Welt hinein.

Es war ein schöner Sommernachmittag, die Sonne schien hell und strahlend und lockte die Bewohner der Residenz in's Freie hinaus. Julie und Tante Donig — wie diese von ersterer genannt wurde — saßen an den geöffneten Fenstern und beobachteten die glänzenden Toiletten der Damen, die vorüber wogten.

„O, Tante, sieh' die Dame im blauen Sammet — Tante, wie schön ist die?“ rief Julie plötzlich begeistert aus, indem sie sich weiter aus dem Fenster herausbeugte. „Tante, so sieh' doch, die mit den prächtigen Locken!“

Die Dame, die Juliens Aufmerksamkeit auf sich zog, war der Gegenstand aller Gespräche der Vorübergehenden. Sie war in der That schön — ein Bild der personificirten Hoheit, Milde und Anmuth. Das lange schleppende Sammetkleid mit einem Ueberwurf von demselben Stoffe war reich mit kostbaren Spitzen verziert, ein modernes weißes Hüchlein mit blauem Bande und Blumen bedeckte nur zum Theil den schönen Kopf und ließ es sehen, wie die langen blonden Locken, die weit herabfielen, natürlicher Haarswuchs war.

In der Hand trug sie ein mit Silber beschlagenes kleines Buch, in Form eines Gebet- oder Gesangbuches, aber es war wohl schwerlich ein solches, denn das ganze Auftreten der Dame, ihre überreiche Toilette ließ nicht gerade auf viel Frömmigkeit schließen.

Ein aufmerksamer Beobachter hätte auch bald bemerkt, daß die Wiene von Milde und Anmuth nichts weiter als eine Maske war, daß die Augen der Dame sich forschend auf jeden Vorübergehenden richteten, um zu sehen, welchen Eindruck sie machte. Sie schien ganz von ihrem Auftreten und der Wirkung desselben befriedigt, selbst ein verächtliches Lächeln, welches ihr hier und da zugeworfen wurde, schien sie nicht sonderlich unangenehm zu berühren.

In diesem Augenblick sah sie zu Julie Streitmann hinauf, ein höhnisches Lächeln umspielte einen Augenblick ihre feinen, rosigen Lippen.

„Tante, was ist das — die Dame scheint uns zu kennen. Ich glaube doch nicht, trotz ihrer Schönheit, daß sie sehr gut ist.“

„Da könntest Du Recht haben, Julie,“ sagte Tante Donig mit gerechter Entrüstung. „Es thut mir leid, daß Du nach dem Namen einer Person — einer Person sage ich — fragst, die jeden Anstand und jedes Sittlichkeitsgefühl mit Füßen tritt, die das schönste, aber auch das am tiefsten verachtete Geschöpf unserer Residenz ist. Die blaue Dame ist die Geliebte des Grafen Horn, ich wundere mich, Julie, daß Du erst heute darnach fragst — sie geht hier alle Tage in möglichst auffallendem Anzuge vorbei.“

„Graf Horn?“ murmelte Julie und eine Wolke flog über ihre reine Stirn. „Ist das nicht der Mann, vor dem ich mich hüten soll, wie Onkel Donig sagt?“

Doch gleich darauf war die Wolke auch wieder verschwunden, der Gedanke verflogen und heller Sonnenschein strahlte in dem kindlichen Gesichtchen.

„Seine Geliebte, Tanten? Mein Gott wie kann ein Graf sich eine schlechte Frau erwählen?“

„Ach, Du bist ein närrisches Ding, Du verstehst nicht, was ich Dir sage. Nun das hat auch immer noch Zeit, Du bist noch ein rechter Wackfisch,“ sagte Tante Donig halb lachend, halb ärgerlich. „Komm, jetzt mache Dich zu einem Ausgange bereit, an Deinem sechszehnten Geburtstage, womit Du so zu sagen ein Alter erreicht hast, in welchem man Dich nicht mehr zu den Kindern zählen kann, sollst Du auch wenigstens als Dome mit mir einen Spaziergang in's Freie machen.“

„Als Dame!“ sagte Julie selbstbewußt. „Wie ich wohl als solche aussehe?“ fügte sie lächelnd hinzu, indem sie sich vor dem altmodischen Spiegel hinstellte und einen Blick hineinwarf. „Nun, Tante, mit der Dame ist's noch nichts,“ fuhr sie dann, sich auf dem Absatz ihres Stiefelchens umdrehend, fort, „und mit dem Ausgehen heute auch nicht. Weißt Du nicht, mit welch' hochwichtiger Wiene Onkel Donig mir befahl, heute zu Hause zu bleiben, weil er mich in ein Geheimniß einzuweihen wünsche? Tante, meinst Du wohl, daß ein Geheimniß bei mir gut aufgehoben wäre?“

„Ich hoffe das, Kind,“ sagte Tante Donig ungewöhnlich ernst. „Du bist noch viel zu sorglos, Julie, und ich will nur hoffen, daß eben dieses Geheimniß Deine Heiterkeit nicht ernstlich trübt.“

Mit diesen Worten verließ die Tante das Gemach und ließ Julie verwirrt zurück.

„Mein Gott, was dies nur Alles bedeutet,“ murmelte sie, „und mich fängt jetzt wirklich an ein wenig zu frieren. Ob das die Abendluft macht, oder der

(Jahre) ein- als überhalten hat.

statt brik & Co.

Dr. Hr. n. Leppfleblt sich i. Stepp- Wie früher Werkstat Maschinen, stens em- d werden Schneider, ttet

fer, au & Co.

Den- Honig mit ne- chenver- aben in bei nebohn.

wasser Mineral- Schön- empfiehlt ürer.

Wasserschw. Heilung und be- rch auer, a. W.

U.S. 4 Uhr an

Felder.

üt n. 4 Uhr an

uther.

r enthält 1. Juni an der ahnen. ition.

ilage.